

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 9 (1905-1906)
Heft: 5

Artikel: Krieg
Autor: Kaiser, Isabelle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662593>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

F' Juzlieni's Schwäbelpfiffli. Von Meinrad Lienert. H. R. Sauerländer & Cie., Verlag, Aarau 1906. Fr. 6.

„Früh am Tag, wenn d' Sonne lacht“ setzt Lienert seinem stattlichen Gedichtband als Motto vor und schlägt damit den Grundakkord an. Morgenfrische umhaucht uns, und die Sonne funkelt und glastet aus unzähligen Tautperlen, aus Strauch und Busch uns entgegen. Im ganzen ist das Glücksgefühl vorherrschend und reißt uns mit. Der Jugend das Recht der Liebe und des Sichauslebens; darum so viel heitere, verliebte Nachbubenliedli, die gelegentlich eine ausgelassene frohe Stimmung atmen. Der Schalk sitzt dem Dichter fest im Nacken. Das „Gspüßli“ spielt eine große Rolle, das „Liechtern“ und „Schäkeln“ und „Schmükeln“ und „Hochfigha“ kehrt häufig wieder, so daß sich der „lustige Schwyzerbue“, der immer ein bißchen verliebt ist, im Dichter nicht verleugnet.

Bezeichnend ist die Strophe:

Wer d' Wyber tuet schüche,
Wer's tanze nüd lyt,
Und där ist wurmstichig
Und där ist verhyt.

heißt es in einem dieser Gedichte. Weichere Töne fluten dann allerdings im Schlußgesang „Marie“, wo Meinrad Lienert um das Leben seiner erkrankten Gattin bangt und ihre Wiedergenesung in rührenden Akzenten begrüßt.

„Marie, a Dichter ist äs Chind,
Schlot um wie's Wätter und der Wind,
Ist dobe grad und dunne“

Sokommt es denn, daß Lienert gelegentlich auch dem Pessimismus verfällt und diesen zu einem grauig großen Bild ausprägt wie etwa in „De rot Spiegel“ oder in milderer, schönerer Fassung, zur Resignation herabgedämpft in „Stärne“. Leider fehlt uns der Raum, um das reiche Buch, in welchem der Dichter, ein echter Sohn der Schwyzerberge, bald „himmelhoch jauchzt, bald zu Tode betrübt ist“, eingehend zu würdigen. Man möchte ihm bei einer Neuauflage eine strengere Sichtung wünschen, da gelegentlich auch „Schnizel“ von der Werkbank aufgehoben worden sind. Aber der große erfrischende Eindruck vollständiger Originalität bleibt bestehen und die schon oft ausgesprochene Überzeugung: Wir haben in der Schweiz keinen zweiten volkstümlichen Lyriker, der es dem Juzlieni nachtun könnte. Wir verweisen auf die vorstehenden Proben.

Krieg.

Skizze von Isabelle Kaiser.

Durch die halboffene Stalltüre drang ein Strahl der Morgensonne und froh über die Streu. Die Kühe waren schon aufs Feld getrieben worden,

nur die Stute, die Liese, stand noch im Plankenverschlag vor der haferleeren Krippe, und neben ihr lag ihr Füllen.

Als das Licht über seinen Kopf huschte, erwachte das junge Tier, sprang mutwillig auf, eilte bis zum Bretterzaun, der ihm den Ausgang wehrte, und staunte in den neuen Tag hinaus, bis der frische Hauch, der von den Höhen blies, ihm einen Schauer über den nervigen Körper jagte. Es schüttelte die Mähne, rannte wieder zurück und legte den Kopf auf die Kruppe der Stute, in friedlicher Zutraulichkeit, nach der Art dieser Tiere. Und beide schlossen die Augen, aus tierischem Behagen, in der wohligen Gewißheit, daß es bald Fütterungszeit sei.

Aus der nahen Birkenpflanzung tönte der Jubelruf des Pirols, und ein Hahn krächte auf dem Düngerhaufen im Hof . . . Aus weiter Ferne drang manchmal ein dumpfes Grollen, wie nahendes Gewitter, und ein Zittern lief über den Erdboden.

Die Stute spitzte die Ohren.

Klang nicht der Schritt des Herrn im Vorhof und die herbfreundliche Stimme, die sie mit einem „Hü, hott! Liese!“ alle Tage ins Freie lockte?

Gerassel und Hufschläge ertönten, mit Schimpfworten und Befehlen vermengt. Die Stalltüre wurde plötzlich aufgerissen, und ein Mann trat hastig ein: ein seltsamer Mann, mit rohem Gesicht und derben Fäusten. Er löste den Strick vom Eisenring und riß die Stute am Halfter aus dem Schuppen. Das Füllen folgte freiwillig mit tänzelndem Schritt.

Es ging wohl, wie jeden Morgen, nach der Wiese am Bachrain, wo das Gras besser schmeckte.

Im Hof, wo das Federvieh auseinanderstob und verscheuchte Tauben aufflogen, schwang sich der Mann mit dem Helmbusch auf ein gesatteltes Pferd, das mit schwerem Geschirr: Freßsack, Brotbeutel und Feldflasche beladen, ungeduldig in die Erde scharrte.

Die Liese stutzte, als der Reiter sie mit rohem Griff an der Leine nach sich zog. Das war nicht die Hand des Meisters, die sie alle Tage mit dem Schellenkummet schirrte, wenn sie nach der Stadt zogen im fröhlichen Trab. Es ging auch nicht nach der Richtung der Weide. Sie bockte.

„Brr! vorwärts, verfluchtes Biest!“ klang es drohend in der allen Tieren verständlichen Sprache, wenn die Karbatsche noch mitspricht. Kein Widerstand half.

Die Stute wandte das Haupt. Das Füllen trottete hinterdrein, aber bewaffnete Männer peitschten es zurück zum Schuppendach, wo es mit zitternden Planken innehielt, den Blick verständnislos auf die enteilende Stute gerichtet.

Dann stieß es ein Wiehern aus, hell wie entrüsteter Notruf.

Die Stute stemmte sich gegen die fortsührende Hand. „Brr! ho! hotte! ho!“ Ein wilder Ruck an der Stränge setzte dem Gaul den Kopf wieder zurecht, als er am Brunnentrog stillzustehen versuchte, zum Morgentrunk. Dazu

war keine Zeit: der Krieg wartet nicht . . . Sie hatten nach den heißen Kämpfen der letzten Wochen Mangel an Pferden. Alle Mähren und Kracken der Umgegend mußten aus den Bauernhöfen requiriert werden. Das war Brauch und Notwendigkeit in solchen Zeiten. Wer laufen konnte, mußte mitlaufen . . . Mensch oder Tier!

„Hü, hott!“ Der Lederriemen sauste über den Rücken der Pferde, daß sie die Gangart verschärften, bis der Staub der Landstraße wirbelnd unter ihren Hufen aufflog und die Pappeln vorbeidefiliierten.

Die Liese tummelte sich in folgsamer Eile.

Im Feldlager wurde sie im Handumdrehen gesäumt und gesattelt, mit Schabracke, Mantelsack, rasselnden Rinnketten und Pistolenhalter beladen.

Die ungewohnte Rüstung galt wohl einem ungewohnten Tagewerk; so schweres Geschirr trug sie nicht, wenn sie feldauf felbab die Schollenegge hinter sich zog.

Nur Scheuklappen wurden ihr nicht angelegt, so daß die Stute furchtlos, aber verwundert um sich her blickte. Das war ein bewegtes Bild, aber der Marktplatz war es nicht. Hier schienen alle Menschen sich selbst feilzubieten für eine bevorstehende Gefahr, als sollte etwas Unerhörtes geschehen.

Eine flache Hand schlug der Liese prüfend aufs Hinterteil, und als sie nicht aufzuckte, setzte sich der Fuß des neuen Herrn in den Steigbügel, nervige Schenkel umspannten eng ihre Flanken, und die harte Handhabung der Randare genügte, um jede widerspenstige Anwandlung im Entstehen niederzuzwingen.

Sie stand bald in Reih und Glied mit ihresgleichen.

Als Trompetenstöße klangen, wollte sie erschreckt ausschlagen, aber sie fühlte jäh, daß sie kein unabhängiges Geschöpf mehr war, nur ein Werkzeug mit tatenlosem Willen unter einem herrischen Führer. Und sie sprengte wie die anderen voraus unter hegenden Zurufen, berauscht vom allgemeinen Taumel, der sie alle in gehobener Lebensempfindung mitriß.

Das war neu . . . dieses tolle Jagen durch unebenes Terrain, über Stoppelfelder, Hügel und Mulden, als hieße es mit den schwarzen Kanonen, die hinterdrein folgten, den Boden für die kommende Saat pflügen.

Die scharfen Hufe warfen die Erdschollen auf, und der Schaum flog von ihren Lefzen in dicken Flocken hin und her.

Denn der Wind, der vom Osten über das zertretene Hochgras strich, flog mit der Schwadron . . . Es war, als ritte man geradeaus in die blaue Ferne mitten im Sonnenlicht . . . Aber es kam anders. Die Ebene grenzte an einen fahlen Hügel, und von der Anhöhe herab kam es wie eine Wolke, so daß es die Sonne verdunkelte und mit Schnauben und Knallen feindlich über sie herfiel. Heisere Stimmen schallen. Die Liese stutzt vor einem unerwarteten Hindernis und will kehrt machen, andere Pferde stürmen auf sie ein. Sie schwenkt ab. Aber scharfe Sporen hacken sich in ihre Weichen ein. Was soll das? Wie kurzatmig ist der Wind geworden! Feuergarben sprühen auf, knatternde

schwirrende Töne flogen durch die Luft. Wie ein dichtgewebter Schleier sinkt der Rauch herab.

Nur hie und da sprüht es wie Blitze aus dem Lanzendickicht.

Die Stute stolpert über eine Unebenheit des Bodens: ein gestürztes Pferd liegt ihr im Wege. Sie zieht die Beine ein und bäumt sich, aber die unerbittliche Hand reißt sie am Zügel und zwingt sie hinüber.

Ein Zittern überläuft den Leib des verwunderten Tieres. Früher mußte die Piese jedem Hindernis ausweichen; wenn ihr ein Kind, ein Hund, ein blühendes Feld in die Quere kamen, so bog sie ruhig ab.

Sie weiß nicht mehr, geht ihr oder ihrem Reiter das Verstandnis ab? Gewaltjam wird sie aus dem gewohnheitsmäßigen Gedankengang herausgerissen . . . Sie fühlt mit ihrem tierischen Instinkt nur dunkel, daß sie nicht mehr die Piese vom Lohbauer ist, das geachtete Tier, das friedliche Landarbeiten verrichtete und in der Wiese mit ihrem Füllen in den Stunden der Erholung frei weidete.

Sie ist zur Sache herabgesunken, wie Geschütze und Munitionen im Dienst einer dunkeln Gewalt, sie ist nur noch ein Werkzeug im Zerstörungsplan der Menschen, ein leuchtendes Etwas im feindlichen Ring.

Nein, es war nicht mehr die schonende Hand eines Meisters, die sie jetzt durch Feuer und Pulverdampf über zuckende Körper und Tote zwang . . . Sie fühlte, daß sie gelenkt war von eiserner Notwendigkeit, daß ein blindes Schicksal rittlings auf ihr saß und sie schonungslos vorwärts trieb.

Und sie gab jeden störrischen Widerstand auf, als sie nun mitten in den Wirbelsturm der Schlacht gejagt wurde.

Was wußte dieses Tier von Tapferkeit? Sie war ein fluges Tier gewesen, und sie hatte oft ihren eingeschlummerten Herrn von der Stadt heil heimgebracht, in Nebel und Nacht. Sie kannte Weg und Steg daheim. Aber hier versagte ihr der Verstand. Sie folgte nur blindlings dem Druck der Schenkel, dem unwiderstehlichen Drang der Gesamtheit . . . Hier half kein „Wollen“, hier galt nur das „Müssen“.

Nun kamen sie an die Front zu stehen. Als eine Kanone dicht vor ihren Ohren abgefeuert wurde, sprang die Piese in nervösem Schreck hoch auf und warf sich mit lautem Gewieher auf die Seite, so daß sie den Reiter im Sturze mit sich riß. Sie schlug mit den Beinen umher und schnellte wieder auf, als die Hufe anderer Pferde sie trafen: sie wollte nicht, daß man sie beim Vorbeispringen zertrat. Sie rastete weiter, reiterlos . . . Nicht lange . . . Ein neuer Herr schwang sich am Sattelbaum empor und spornte die Piese nach der Richtung hin, wo das Getümmel am wildesten wogte, wo die Blitze unausgesetzt durch Rauch und Geknatter aufsprühten.

Es war, als erfasse der Schwindel des Abgrunds Kopf und Reiter, als sie sich da hineinstürzten . . . Es galt einen letzten Angriff mit blanken Waffen. Die Stute fühlte bald, wie ihr Reiter schwer auf ihre Halsbeugung vornüber

fiel und sie mit erstarrenden Armen krampfhaft umschloß. Sie zwang sich mit der Last durch erstickenden Pulverdampf, über den von Granaten zermühlten Boden, bis hart an den Laufgraben . . . Da schoß ein stechender Schmerz mit solcher Kraft durch ihr rechtes Hinterbein, daß sie aufseufzend in die Kniee sank, so jählings und mit solcher Wucht, daß der tote Mann über ihren Hals wegflog, als ihre Flanken dumpfdröhnend auf die harte Erde aufschlugen.

Sie blieb liegen und atmete mit erleichterten Gliedern tief auf. Dann schloß sie die Augen, das Verschnafen tat wohl nach dem unsinnigen Jagen. Fieberschauer überliefen den gehezten Körper. Am linken Bein, wo die offene Wunde klappte, rieselte eine warme Flut herab und ließ die frische Kraft mitfließen.

Soldaten gingen gleichgültig, mit vergränten Bügen, vorüber. Sie waren für fremdes Leid stumpf geworden und keiner legte den Karabiner an, um dem gefallenem Kameraden den letzten Dienst zu erweisen. Die kleine Bleifugel ist zu kostbar für den Freund in Kriegszeiten: sie muß für den Feind aufgespart werden.

Als die Männer vorbei waren, trat Stille ein . . . Es wurde nach dem Lärm merkwürdig still . . . und es dunkelte rasch.

Im nahen Gehölz zankte sich eine Rabenschar mit heiserem Krächzen um die Teilung der Beute, und durch die Luft flatterten Raubvögel. Die Sterne blinkten in grausamer Kühle auf die erstorbene Ebene herab.

Es fror die Diefse im fallenden Tau der Nacht . . . Sie blickte um sich . . . Fletschend zeigte sie die großen Zähne. Am Hals schwoollen die Adern zu dicken Knoten.

Es hungerte sie.

Heute hatte es kein Abzäumen und keine Fütterung gegeben.

Sie streifte mit den Nüstern den fahlen Boden der Böschung und beschnupperte das Steingeröll . . . Dann schlug sie vor Hunger das starke Gebiß in die Lederriemen der Bügel . . . Das schmeckte nicht.

Es dürstete sie.

Irgendwo floß Wasser . . . irgendwo standen hafergefüllte Krippen . . . irgendwo graste ein junges Füllen.

Sie sprang auf . . . Was galt der Schmerz gegen das Sehnen, das plötzlich aus der Diefse des mißhandelten Leibes wühlend aufstieg!

Sie wollte heim . . . dem Stall zu!

Sie sog den Atem der Nacht prüfend ein, blähte die Nüstern, dann rannte sie südwärts, nach der Richtung des Bauernhofes, als witterte sie Heuduft und höre helles Gewieher.

Endlos dehnte sich die Haide . . . da und dort huschte es wie Feuer über die Stoppeln, und hinter den Waldungen glomm ein roter Schein.

Erschöpft verlangsamte die Stute die Gangart und schleppte mühselig ihr krankes Bein nach. Die geschwollenen Kronensehnen schmerzten . . . Sie hinkte

weiter und schleppte so schwer, als hätten sie unsichtbare Fuhrleute an einen überladenen Karren gespannt . . . als schleppe sie den ganzen Jammer des Tages und könne doch nicht stille stehen . . . denn eine Stimme rief drohend durch die trostlose Gegend: „Hü, hott! Liese!“ und trieb sie wie mit glühendem Stachel vorwärts . . . immer weiter . . . immer weiter . . . feldauf . . . feldab . . . irgendwohin . . . wo es ein Ende gab.

Und der Mond trat aus den Wolken hervor, blaß wie das Antlitz eines Verschleidenden, und blickte erbarmungslos auf die Erde.

Im grausamen Glanz des Lichtes erkannte die Liese die Umrisse der Birkenpflanzung, wo am Morgen noch der Pirol jubelte. Sie wandte neubelebt das Haupt: da mußte der Brunnentrog stehen . . . wo sie zur Tränke gingen . . . dort der Schuppen . . . Aber sie fühlt die Frische des Wassers nicht, alles ist verändert. Der Boden ist wie verdorrt von einem versengenden Hauch. Zerfallenes Gemäuer ragt, unheilverkündend, empor, gestürzte Balken liegen umher. Aus einem Schutthaufen steigt eine Rauchsäule himmelwärts. Opferfunken sprühen.

Die Liese irrt verwirrt in der verzweiflungsvollen Öde umher, verständnislos für die von Menschenhand herrührenden Verwüstungen.

Mit sicherem Instinkt und weit offenen Nüstern wühlt sie mit der Schnauze in Schutt und Asche, scharrt die Erde mit den Hufen . . . und sucht und sucht.

Wie ein Winseln klingt das rufende Wiehern.

Ein unwillkürliches Frösteln überfällt sie. Sie mittert Nasgeruch . . . Das leitet sie. Im mondbeschienenen Winkel liegt das Füllen mit gestreckten hagern Gliedern und hängender Zunge, die Mähne steif von geronnenem Blut.

Die Stute hängt den Kopf noch tiefer herab, sie beschnuppert den toten Körper mit den vorspringenden Rippenbochen . . . Sie beleckt die dünnen Flanken, das weiche Fell . . . Stoßweise zwingt sich der laute Atem durch die Nüstern . . . Sie wiehert, daß es schrill klingt wie ein Trompetenstoß.

Ungehört verhallt der Schrei . . . Man vernimmt nichts mehr als die anklagende Stimme der Nacht . . .

„Hü, hott! Liese!“ Sie wendet sich gewohnheitsmäßig um und zieht, als schwinde der Krieg noch seine Geißel über ihren mißhandelten Körper, mit eingezogenem Schwanz an der Stätte vorbei. Sie schaut sich mit trüben Augen nach einem Fleck Erde um, wo sie still verenden könnte.

Anmerkung der Redaktion. „Und wo das Tier in seiner Qual verstummt, gab ihr ein Gott, zu sagen, was es leidet.“ Der Dichterin Mitleid mit den Tieren hat ihr schon manchen schönen poetischen Vorwurf eingegeben. Es spielt denn auch in der kürzlich bei Cotta in Stuttgart erschienen Novellen-Sammlung „Seine Majestät“, (Preis Mk. 2.50) eine Rolle. Überhaupt zeichnen sich diese kleinen Novellen, die alle Seine Majestät, den Tod, in wechselnder Gestalt vorführen, durch intimes Nachfühlen von Wirklichkeitsverhältnissen aus. Isabelle Kaiser hat sich noch nie so stark dem Leben zugewendet wie da, wo sie vom Tode spricht. Obenstehende Skizze möge das wertvolle Buch, dem sie entnommen ist, unsern Lesern empfehlen.



Abschied. Nach dem Gemälde von J. Jungwirth.